

Eugen Aellen

* 22. März 1887. † 3. Januar 1945

1937 erschien von Eugen Aellen ein Bändchen mit *Fünfundzwanzig Fabeln*. Eine davon möge als Schlüssel zu seinem Wesen und Werk über dieser kurzen Würdigung seines Schaffens stehen:

Murmeltiere

Während eines Sturmes krächzte die Bergdohle um die Felsenkuppe und schrie: Ihr Murmeltiere, warum kreischt ihr nicht wie ich im Chore mit, wenn der reissende Wind sein tausendstimmiges Tongewoge loslässt ?

Wir Kleinen, antworteten die Tierchen von der Schwelle ihrer Höhle aus, wir pfeifen und tanzen nach eigener Melodie und murmeln auch mitunter, und zwar, damit es dem herrschenden Gelärme nicht an feineren Gegenstimmen fehlt.

Zu Lebzeiten Eugen Aellens fehlte es nicht an Stürmen, die über Europa hinwegbrausten und die Menschheit in Atem hielten. Davon findet sich kein direkter Niederschlag in seinem Werk. Alles äussere Geschehen, das «herrschende Gelärme» wird nur fassbar als Hintergrund, von dem sich die feinere Stimme abhebt. Seine eigene Melodie hat ihren Ursprung im Lauschen auf das Innere, auf die zeitlosen Werte, die sich in der Natur und im einzelmenschlichen Dasein kundtun, gleichsam auf der «Schwelle der Höhle», über welche das Tongewoge des Weltgeschehens dahinlärm.

Der äussere Lebensweg Eugen Aellens entspricht seiner Veranlagung: es fehlt ihm das dramatische Pathos, aber es säumen ihn Landschaften und Menschen, die sein Erleben im Wort zum Blühen bringen. Geboren wurde er als Sohn eines Lehrers in Zürich, aber die entscheidenden Jugenderlebnisse vermittelte ihm seine Vaterstadt Basel. Lebendig wurde ihm im Besuch der Basler Schulen der Geist humanistischer Tradition, lebendig aber auch wurde ihm die malerische Verträumtheit einer grossen Kulturvergangenheit in ihren durch die Jahrhunderte geformten Zeugen. Immer wieder zog es ihn dorthin, wo die Ursprünge seiner Vaterstadt im Werk aus Menschengestalt sichtbar in die Gegenwart hineinragen: unzählige Male war er Gast auf der Rheinfähre, von der aus er die malerischen Uferpartien in der Gegend des Münsters zu allen Tages- und Nachtzeiten genoss.

Seine germanistischen Studien an der Universität Basel musste er zum grossen Teil mit Privatstunden finanzieren. Die Wahl seiner Studienrichtung und seiner Dissertation über *Quellen und Stil der Lieder Paul Gerhardts* (1912) geht nicht auf Nützlichkeitsüberlegungen zurück, sondern auf die klare Erkenntnis seiner Begabung und Neigung: es ist die Sprache, die ihn in ihren Dienst zwingt, die Sprache als Bewahrerin des Vergänglichen, als Ausdrucksmittel menschlichen Erlebens und als vornehmstes Kommunikationsmittel. Nicht die Sprache als logisches System von Begriffen interessierte ihn vorwiegend, sondern ihre schöpferischen Möglichkeiten, das sinnlich-bildhafte und das musikalisch-rhythmische Element, in denen sich die Stimmung des Augenblicks zu zeitloser Dauer verdichten kann. In doppelter Funktion bleibt er während seines ganzen Lebens ein Diener am Wort: in seinem Brotberuf als Gymnasiallehrer und in seiner Berufung als schöpferischer Gestalter.

1910 wurde Eugen Aellen als Deutschlehrer an die Kantonsschule Schaffhausen gewählt. Seine Aufgabe war es, die Schüler zum verantwortungsvollen Gebrauch ihrer Muttersprache zu bilden und sie mit den grossen Sprachschöpfern und ihrem Werk bekannt zu machen. In einer Maxime formt er 1939 sein Lehrererlebnis mit folgenden Worten:

Nur leis ein Alter seine Weisheit lehrt,
Und auch nur dann, wenn Jugend es begehrt.

Wo ihm dieses Begehren entgegenkam, da war sein Unterricht getragen von seiner schöpferischen Einfühlungskraft, das Vergangene gewann in farbiger Bildlichkeit Gegenwart, die Sprache selber wurde erlebbar als sinnbildlicher Ausdruck des Lebens und als Mittel künstlerisch formender Ordnung dieses Lebens durch den menschlichen Geist. Bei der Interpretation von Gedichten geschah es immer wieder, dass er sich selber von seinem Stoff ergreifen liess und in dieser Ergriffenheit über den Lehrer und Stoffvermittler hinauswuchs zum Deuter und Kündler. Dass er in einer Zeit, in der die Jugend sich eher für Technik interessiert, in seiner Eigenart nicht von allen Schülern verstanden werden konnte, war ihm selber durchaus bewusst. Diesen Schülern gegenüber war er tolerant und nachsichtig, so dass mancher, der zwar nie zum Deutschlehrer Aellen eine echte Beziehung fand, den älteren Menschen suchte und bei ihm Rat oder Trost fand in seinen persönlichen Nöten.

In späteren Jahren übernahm Eugen Aellen auch den Philosophieunterricht an der Oberstufe der Kantonsschule. Auch hier ver-

leugnete er nie seine Eigenart: er suchte nach der selben nie ganz zu erreichenden Wahrheit als Denker, die er als Sprachbildner zu gestalten versuchte. Wer von ihm fertige Weltanschauungslehren oder einen allgemein gültigen Standpunkt verlangte, der wurde ent-



Eugen Aellen

täuscht. Wer aber willens war, ihm als Mitsuchender zu folgen oder als Gegner entgegenzutreten, der fand in der Diskussion mit ihm reichen Gewinn. Er schätzte das Suchen und Streben nach Wahrheit höher als jeden Scheinbesitz von Wahrheit. Aus dieser Haltung ergab sich nicht selten eine echte Gemeinschaft zwischen Lehrer und Schüler im Ringen um ein gemeinsames Ziel auf den verschiedensten Wegen, eine Gemeinschaft, die auf der Achtung vor dem andern gründete und sich jenseits der Schule oft zur Freundschaft vertiefte.

Als Höhepunkte ragten die Theateraufführungen über den Schulalltag hinaus, die Eugen Aellen als Regisseur mit seinen Schülern inszenierte. Er wählte Stoffe, an denen sich auch die Jugendlichen begeistern konnten, die ihrem Bewegungsdrang und ihrem Ausdrucksvermögen entgegenkamen. Seine Begeisterung für die Scheinwelt der Bühne übertrug sich auf die jugendlichen Spieler, so dass sie oft über sich selbst hinauswuchsen in der Verkörperung des Wortes. In diesem Sinne fand er wohl auch als Deutschlehrer im Theaterspiel mit seinen Schülern höchste Befriedigung, wenn er sah, wie das sprachliche Kunstwerk die jungen Menschen zu schöpferischer Leistung beflügelte.

Das Theater war für Eugen Aellen ein Teil der Welt, in die er sich aus der Alltäglichkeit absetzen konnte. Als Schaffhausen noch sein eigenes Standorttheater hatte, war er als Sekretär der Theaterkommission massgebend am Schicksal unseres Stadttheaters beteiligt. Er kannte alle Mitglieder des Ensembles, war ihnen Helfer und Vermittler mit der so anders gearteten Welt der Bürger. Weil er selber auf der Brücke zwischen diesen beiden Welten stand, der Welt der Kunst und des schönen Scheins und der Welt der harten Realitäten, stellte er sich dort der Oeffentlichkeit zur Verfügung, wo er die Möglichkeit zu sinnvoller Vermittlung erkannte: neben dem Theaterverein präsiidierte er auch während Jahren den Kunstverein. Und letztlich erfasste er wohl auch seine Tätigkeit an den «Basler Nachrichten» als Literaturkritiker als Vermittlung zwischen dem Werk junger Künstler und dem Lesepublikum. Während dreissig Jahren besprach er einführend und gewissenhaft die lyrischen Neuerscheinungen innerhalb des deutschen Sprachgebietes. Seine Kritiken, auf eingehenden Analysen beruhend, waren streng, aber nie verletzend, spürbar getragen vom Willen, den Weizen von der Spreu zu sondern und damit dem Guten zum Durchbruch zu verhelfen. Der strenge Massstab seinem eigenen Schaffen gegenüber legitimierte ihn als Kritiker, und das Wissen um die Schwierigkeiten der lyrischen Kunst gab ihm die Toleranz, auch das seinem Ziel nicht Gemässe zu anerkennen, sofern es Qualität hatte. Viele der von ihm kritisch gewerteten jungen Talente blieben ihm denn auch in dankbarer Freundschaft verbunden, nachdem sie längst ihren Platz an der Sonne erobert hatten.

Sein Beruf als Lehrer, sein Wirken als Vermittler künstlerischer Werte in der Oeffentlichkeit und als Kritiker, all das waren Tätigkeiten, die zwar mit seiner Berufung in unmittelbarem Zusammenhang standen, aber ihm doch nicht die letzte Erfüllung bedeuteten. Die schöpferische Musse zur eigenen künstlerischen Arbeit fand er

im Kreis seiner Familie und Freunde, vor allem aber in der Natur, abseits von den Wegen der Menschen. Das idyllisch am Fusse des Randens gelegene Landhaus Riet, wo er sich nach seiner Verheiratung mit Hildegard Jensen, einer begabten Geigenspielerin, niedergelassen hatte, wurde zu einem Zentrum literarischen und musikalischen Lebens. Im kleineren Kreise entpuppte sich der sonst eher wortkarge Beobachter als humorvoller, oft auch überlegen-ironischer Gesprächspartner, der, wenn die Diskussion allzu hitzig oder langweilig wurde, die Situation mit einer treffsicheren Pointe, mit Vorliebe in der Form eines Schüttelreims, zu retten verstand. Der frischeste Quell aber, aus dem dieser romantische Individualist immer wieder schöpfen musste, war die unberührte Natur, die ihm seine eigene Stimme erschloss. In weiten Wanderungen durchstriefte er die herbe Landschaft des Jura, das von seiner Vaterstadt Basel leicht erreichbare Elsass bis zu den Vogesen, und in enger werdenden Kreisen später die verträumten Hochflächen und Wälder des Randens. In der «Amslerhütte» auf dem Hasenbuck fand er ein Refugium, das ihm das ersehnte einfache Leben schenkte, und in der Gestalt des Malerpoeten Otto Frauenfelder einen mitfühlenden und mitstrebenden Freund, mit dem er dieses einfache Leben teilen konnte. Im Hüttenbuch finden sich folgende Verse:

Hier sind wir ganz auf uns nur
eingestellt, Was kümmert uns die ewig
böse Welt...
So kannst du, Hüttlein, uns das Schönste geben:
Wahrheit und Traum ist unser Dichterleben.

Das Wandern in der Natur, das einfache Leben im Hüttlein, beides war für Eugen Aellen nicht einfach «Erholung», wie sie der Bürger auf seinen sonntäglichen Spaziergängen sucht und findet. Hier fand er die schöpferische Musse, die Möglichkeit innerer Sammlung, die Gestimmtheit, die er im Wort zum Ausdruck bringen musste. Die Natur war ihm ein Abbild des verlorenen Paradieses, dessen Harmonie im Rhythmus, im Wohlklang und im Gedanken des Gedichtes zu neuer Wirklichkeit gestaltet werden musste. Sehen und Hören waren für ihn nicht ein passives Geniessen, sondern ein Sammeln sinnenhafter Erlebnisse, die in seinem Innern sich klärten, sich verdichteten und im Glücksfall durch das Medium der Sprache Gestalt gewinnen konnten:

Föhren

Bei euch ist's still.
Man kann auf seine innere Stimme hören.

In diesem Ritornell ist nicht nur das Naturerlebnis Aellens, sondern auch etwas von der Eigenart seines dichterischen Schaffens ausgesagt: Das Motiv (das Bewegende) ist der Sinneseindruck. Aber er (hier die Föhre) wird nicht um seiner selbst willen dargestellt, sondern er verweist den Menschen auf seine innere Stimme, und erst sie bringt das Wesentliche am Erlebnis zum Ausdruck. Die meisten Gedichte von Eugen Aellen zeigen in ihrem Aufbau die dialektische Spannung zwischen Natur als Sinneserscheinung und dem geistigen Bild, zu dem sie im Erlebnis des Menschen verwandelt wird. Im Gedicht wird das sinnhaft Vergängliche mit dem geistig Ewigen zum Einklang gebracht, die Elemente der Sprache, das Sinnliche in Rhythmus und Klang, das Geistige in Begriff und Idee, werden zum Sinnbild der Harmonie, der Augenblick wird Ewigkeit. Wir begreifen die Liebe Aellens zu den Gedichten Paul Gerhardts, der ja in seinen Liedern immer wieder das Vergängliche der Natur den ewigen Werten der Religion entgegensetzt und zur Synthese zu bringen versucht.

Das Werk Eugen Aellens besteht aus drei Bändchen Lyrik und der schon erwähnten Sammlung von *Fünfzig Fabeln*. Ein erstes Bändchen *Gedichte* erschien 1922. Die Sammlung enthält Gedichte, in denen das Naturbild zum Gleichnis der Kräfte wird, die das erlebende Ich durchpulsen, und im eigenwilligen Rhythmus Gestalt annimmt. In den Liebesgedichten tritt das Du schenkend an die Stelle der Natur. Die Sehnsucht nach der Ueberwindung aller Gegensätze, die nur im schönen Gebilde der Kunst zu finden ist, spricht aus allen Gedichten. Das letzte Gedicht des Bändchens, das auch eine Sammlung von feingeschliffenen Ritornellen enthält, trägt den Titel *Mein Rhythmus* und endet mit den Zeilen:

Mein Todestal durchschreit ich
glutumfängen. Ich weiss, ich lebe, weil mein
Rhythmus lebt.

1929 erschien das Bändchen *Freie Rhythmen*. In diesen Versen, befreit vom Zwang des Reims und der Zeilen- und Strophengleichheit, ist der Einklang von Naturmotiv und subjektivem Erlebnis allein durch den Rhythmus gewährleistet, auf ihm ruht die Stimmung des Gedichts. Es ist kaum zu vermeiden, dass einzelne Motive (z.B. «Der Strom»), die von Fürsten im Reich der Dichtung in freien Rhythmen gestaltet wurden, in späteren Gestaltungen die geprägte Form nicht verleugnen können. Wir finden Anklänge an

Goethe, Hölderlin und gewisse Romantiker. In manchen Gedichten aber findet sich der eigene Lebensrhythmus des Dichters, mitgeprägt vom auslösenden Motiv:

Mond. Und mählich rundet sich
 Die schmale Sichel Frühen
 Monds
 Zum vollen Wunder
 Grosser Nacht

 Und schwindet wieder
 Spät und unbesehen
 In ersten Röten.

 Und immer flamm ich auf
 Aus zarter Enge
 Und wachse, durch das Dunkel
 Hochhin kreisend, Und
 walle weltgeballt In
 voller Helle
 Und sinke wieder
 Schmalere Streng
 In mich selbst zurück.

In *Gedichte des Wanderers* (1936) gibt uns Eugen Aellen zunächst in einem Gedicht mit dem Titel «Der Wanderer» Einblick in sein inneres Leben. Er gibt dem Gedicht eine klassisch strenge Form: es besteht aus paarreimigen Zeilen zu je sechs Jamben. Das Wandern ist ein Aufnehmen der Natur in die erlebende Seele und gleichzeitig ein Verströmen und Sichhingeben des erlebenden Ichs an das Ewige, das wir zwar nie erwandern, aber ahnen mit jedem Schritt durch die Fülle der Bilder:

Die Seele wandert mit und hebt an aufzuklingen
Und flutet aus und strömt um mich und wogt mich ein...
Der Boden unter mir, Natur um mich klingt mit.
Eins bin ich mit der Welt in heil'gem Wanderschritt.

Die folgenden Winter- und Sommergedichte sind gleichsam Stationen des Wanderers, leicht hingetuschelt, eingefangen im Vorübergehn als Stimmungen, als romantische Klänge, als Impressionen, Schifflein auf dem Lebensmeer, denen die Fracht der Gedanken Tiefgang gibt, ohne ihnen ihre schwebende Leichtigkeit zu rauben. In einzelnen Strophen wird die Sprache zu reinster Musik:

Moos und Ginster, Heidekraut,
Roter Stamm der Riesenföhre,
Alle haben ihren Laut,
Dass ich ihre Stimme höre...

Als letztes Werk sind 1937 die *Fünfzig Fabeln* erschienen, geistreiche, oft witzige und satirische Prosastücke, Musterbeispiele einer schöpferischen Kritik aus reifer Lebenserfahrung. Aus ihnen spricht noch einmal die ganze vielfältige Persönlichkeit: der scharfe Beobachter, der Aesthet und Liebhaber alles Schönen, der kritische Denker mit der Sehnsucht nach dem Vollkommenen, der verantwortungsvolle Gestalter und Vermittler, der seine höchste Aufgabe darin sah, Natur und Ich, Stoffwelt und Geist im schönen Kunstgebilde zu vereinen. «Poet bist Du und schöner Dinge Melder !» Mit diesem Wort kennzeichnete er seinen Randenfreund Otto Frauenfelder. Es gilt auch für ihn! Mit leiser Ironie bekennt Eugen Aellen in der folgenden Fabel aus der Perspektive des Tieres sein eigenstes Streben, die natürliche Erscheinung in seinem Werk zum Sinnbild der «höchsten Ideale» zu erheben:

Die Tugenden der Tiere.

Wie sonderbar, sagte der König der Tiere, dass die Menschen von Löwenmut reden, wenn sie ihre eigene Kühnheit auszeichnen wollen!

Sie sprechen auch von Hundetreue, von Bienenfleiss, von Lammsgeduld und Schlangenklugheit, zählte der Fuchs auf. Und sie tun dies, schloss er, weil ihnen in ihrem Kreise die Vergleichsmöglichkeiten für ihre höchsten Ideale fehlen.

Am 3. Januar 1945 erreichte der Wanderer nach langer Krankheit sein letztes Ziel.

HANS STEINER